

«Luog dem ross im maull...»

Hauptmann Meinrad Tschudis Pferdearzneien 1584

Ch. H. Brunner, Glarus

«Die Stuck» – drei Beispiele

«So ein Ross nicht essen mag: Schau dem Ross ins Maul, ob es keine «Fröschen» habe. Hat es solche, so soll man die mit der Fliete aufschneiden, das Maul mit Essig und Salz gut anfeuchten und «um das bis schlagen». Das Ross soll 4 oder 5 Stunden am Zaum stehen bleiben. Das macht ihm das Maul gut und es wird «lustig zu essen.» – Der Pferdehalter hat gleich wie der Pferdehändler oder -käufer dem Pferd unbedingt ins Maul zu schauen, selbst einem geschenkt. «Fröschen» (Geschwülste) und Fliete sind hier nicht zu erklären. Essig wirkt antiseptisch, ätzend und kühlend, Salz lokal reizend und ebenfalls antiseptisch. Die Behandlung hat man sich nach einem andern Rezept, wie üblich, mit einem Haselstecken zu denken, der vorn in der Länge eines Daumens gespalten war. Ein in Essig und Salz getränktes Tuch wurde in den Spalt geklemmt, unter Umständen zusätzlich noch mit einer Kopfweidenrute festgebunden. Der Marstaller verstand sich auf diesen «Besen». Am Schluss fehlt selten die erfreuliche Prognose.

«Schulsucht: Nimm 24 Eierklar, misch gestossnen Weihrauch darunter, schütt's dem Ross in den Hals.» – «Schulsucht» oder «Chelsucht» – eine Halsentzündung (oder eine Zahnfleischgeschwulst). Dem Eiweiss wird entzündungshemmende Eigenschaft zugeschrieben. Die Anzahl Eier dokumentiert das Zeitalter des Dutzends, das bis ins 20. Jahrhundert reichte. Weihrauch war in der Apotheke zu haben – oder notfalls vielleicht gar beim Priester. Stossen musste man ihn selbst, im Mörser. Das Harz des Weihrauchbaums ist unter anderem von krampfstillender Wirkung. Eingeschüttet wurde der Trank mittels eines Horns oder eines Trichters. Das Ross liess sich das nicht ohne weiteres gefallen, es musste festgebunden oder festgehalten werden. Der Marstaller wusste sich zu helfen. Deshalb keine weiteren Anweisungen. Das Rezept war seit dem 13. Jahrhundert bekannt. Es geht auf Meister Albrant, den Vater der deutschen Pferdearzneibücher, zurück. Hauptmann Tschudi übernahm den ersten Teil des Rezepts wortwörtlich, doch ohne Verweis. Dasselbe trifft für wenigstens drei weitere Rezepte zu. Wo fand er sie?

«Gliedwasser: Nimm Krebsstein, stoss ihn zu Pulver, gib es dem Ross ein, je mehr, je besser. Es hilft auch dem Menschen.» – Der Krebsstein, ein seit Paracelsus unentbehrliches Hausmittel, entzog dem Körper

Säuren, so glaubte man. Vielleicht besteht eine Verbindung zum Rückwärtsgang des Krebses, der mit seinem «Stein» «Wasser» aus den betroffenen Gliedern zieht. Da zeigt sich zweierlei: Erstens ist zu spüren, woher die Pferdemedizin ursprünglich kommt – nämlich von der Humanmedizin her – und zweitens gewahrt man die Nähe von Tier und Mensch: Gliedwasser, Sehnenscheidenentzündungen hier wie dort. Was in diesem Beispiel ausdrücklich gesagt ist, gilt selbstverständlich für eine Reihe weiterer Heilmittel, zum Beispiel für den Wurmfarn – «gut für Mensch und Vieh», «an Ross und an Leuten».

«Gutt und pewertt» – Handschrift, Vorlage, Autor

Überliefert sind die Rezepte Hauptmann Tschudis handschriftlich in einem Sammelband der Zentralbibliothek Zürich, in einer zügigen, nicht immer einfach zu lesenden Handschrift. Am Schluss heisst es: «Die stuck hievornen sind geprobiertt unnd brucht worden von her hauptmann Meynratt Dschudy von Glaris und marstaller zuo Schweiz, 1584.» Der Pferdefachmann mit «von» und «zu» führt in seiner Sammlung gut 70 Krankheiten an. Mit etwa 130 Rezepten kuriert er sie. Eine Notiz am Anfang versichert, er habe alles für «gut und bewährt» angesehen. Tschudi erfand die Rezepte natürlich nicht selbst. Er übernahm sie zum allergrössten Teil, als Vorlage stellte sich – das Verdienst W. Sackmanns – ein vor 1547 erschienenes Rossarzneibuch heraus, mit dem Titel: «Ein bewärdt neüw Rossartznybuoch, derglichen vor nie gesehen worden... Zuo Basel by Ruodolff Deck.» Von den gut 100 Seiten übernahm die Tschudi-Auswahl etwa ein Fünftel. Ungeachtet des schönen Holzschnitts auf dem Titelblatt, ungeachtet der Kopfzeilen, sind die Druckfehler gerade bei einem solchen Buch unerwartet zahlreich. Handelte es sich um einen schnellen Druck? Wollte man der Konkurrenz zuvorkommen? Führte die Nachfrage dazu?

Ungewiss bleibt, ob der Glarner Hauptmann das Buch selbst oder nur ein Exzerpt davon in der Hand hatte. Die Sammlung «Tschudi» in Zürich ist auf jeden Fall eine Abschrift: Wiederholungen einzelner Wörter sowie unlogische Umstellungen weisen darauf hin. Gegenüber der Vorlage weicht die Auswahl in Zürich auch inhaltlich da und dort ab. Tschudi (oder ein Abschreiber) dürfte also das eine oder andere verän-

dert haben. Die zwei letzten Rezepte fehlen im Basler Rezeptbuch, sie gehen womöglich auf Tschudi zurück. Sicher ist, dass Tschudi hinter «seiner» Auswahl stand – mit Namen, mit Amt und Beruf und mit seinen Versicherungen. Wie geht Tschudi mit seiner Vorlage um? Die Handschrift unterstreicht, was als besonders wichtig, notwendig (weil häufig vorkommend), praktisch und preisgünstig galt:

- Die Auswahl hält sich generell an die kurzen Rezepte des Drucks, an solche, die normalerweise mit wenigen vorrätigen oder leicht erreichbaren Drogen ohne Apotheke auskommen.
- Die Auswahl übernimmt einzelne Rezepte nur zum Teil und zieht etwa zwei Rezepte zusammen.
- Aus den «verschobenen» Zähnen der Vorlage macht die Auswahl «verschabte» – eine mundartliche Anpassung.
- Die Dauer der Therapie wird einmal verlängert – aus Erfahrung – doch nicht etwa wegen des Honorars.
- Ein Quecksilberrezept, das die Vorlage als «misslich» bezeichnet, wird nicht übernommen; für Salmiak ist genauso wenig Verwendung. Statt «Venedisch Wurmsamen» aus der Apotheke gibt's Farnkrautwurzeln. Exotische und vielfach mineralische Stoffe aus der Apotheke kommen nicht in Frage. Pfirsichlaub ist in den Alpen kaum ausreichend zu haben. Gegen das Verfüttern von Semmelbrot sträubt sich der Sinn des Hauptmanns. Das Auskochen ganzer Ameisenhaufen «im Sack» war ihm offenbar zu aufwendig.
- Bei der Zubereitung von Medizinen werden einzelne Schritte weggelassen – weil der Praktiker sie kannte.
- Aderlass und chirurgische Eingriffe fehlen in der Auswahl nicht ganz, sie werden aber zurückhaltend eingesetzt.

Die Vorsicht (nicht schaden), die Alltagspraxis auf dem Land, der Aufwand und die Kosten führten die Feder. Der Hauptmann und Marstaller, der neben gedruckten und mündlichen gewiss auch über handschriftliche Angaben verfügte (vielleicht aus Einsiedeln), hätte das Basler Buch eigentlich weder kaufen noch ausleihen noch ausziehen müssen. In der Bibliothek Gilg Tschudis, seines grossen Verwandten, standen nämlich drei einschlägige «Lehrbücher» bereit:

- Konrad Schlapperitzins «Anlaster eines Rosses», ein Katalog von Mängeln bei Pferden, gedacht für alle «guoten gsellen», die ein Pferd kaufen wollten, aus dem Jahr 1445, abgeschrieben vom Vater der Schweizergeschichte, von Aegidius Tschudi. Schlapperitzin scheint Meister Albrant gekannt zu haben.
- «Marstallerei. Von art, erkantnus, erziehung, haltung, gebrauch, lernung allen artzneien der pferd ect (Christian Egenolph) Frankfurt a.M. 1531» (Aegidius Tschudis Handexemplar).

– «Vieartznei ... aller zahmen dem menschen gebräuchlichen und geheyen thier und viehs (Christian Egenolph) Frankfurt a.M. 1531.»

Die Marstallerei lag mithin in der Familie der «Tschudi von Glarus». Hauptmann Meinrad ist nicht eindeutig zu identifizieren. Drei verschiedene Meinrad Tschudi von Glarus kommen in Frage: Hauptmann Meinrad I. (1497–1555 auf Gräplang), der Halbbruder Aegidius Tschudis; Hauptmann Meinrads Sohn, Meinrad II. (+1593 in Baden), Hauptmann 1569, Landvogt 1580 und Landammann 1591, und schliesslich dessen Sohn Meinrad III., Hauptmann auch er, geboren nicht vor 1573. Die Datierung der Rezepte, 1584, schliesst Meinrad I. nicht ganz aus (es handelt sich ja um eine Abschrift), doch Meinrad II. müsste eigentlich als Landvogt auftreten, während Meinrad III. kaum mehr in Frage kommt. In Schwyz ist ein «Marstaller» zu dieser Zeit nicht bekannt (und im Kloster Einsiedeln, wo es dieses Amt gab, wird kein Meinrad Tschudi erwähnt). Meinrad II. und andere Tschudis von Glarus finden nun allerdings bei der Stiftung eines silbernen Kreuzes für die Kirche St. Anna, Steinerberg, im Jahr 1578 Erwähnung. So oder so: Mit Pferden hatten die Tschudis als Alpherren, als Welschlandhändler, als Hauptleute und als Amtsträger immer schon en gros zu tun gehabt.

«Erkennen und behalten» – Fragen, Überblick, Umfeld

Mit welchen Erkenntnissen könnte diese Sammlung aufwarten? Die Rezepte allein sprechen eine deutliche «Sprache». Nur schon die äussere Form, die verwendeten Masse und Mengen der Heilmittel und ihre Wahl verraten einiges über den Marstaller, seine Einstellung und seine Zeit. Worauf achtete der Marstaller zuallererst? Krankheiten des Bewegungsapparates (Schenkel, Beine, Füsse, Hufe) nennt er in den Rezeptüberschriften am häufigsten. Mit deutlichem Abstand folgen verschiedene Hautkrankheiten, dann eine Reihe von Augenleiden, ungefähr gleichauf mit dem Aussehen, mit «Schönheitsmitteln» (Warzen, Haarfarbe, Farbflecken). Erst dann widmet er sich den Krankheiten der Atemwege, des Herzens, den Bauch- und Magenbeschwerden, den Entzündungen und den Verletzungen. Hauptmann Tschudi trat dem Pferd also vor allem als Reiter, als Krieger und Jäger und als Pferdehändler gegenüber. Aus welchen Gründen schrieb Hauptmann Tschudi seine Rezepte auf? Wollte er die Rezepte weitergeben und, wenn ja, an wen? Warum gelangten sie ausgerechnet in die Zwinglistadt? Wie kam der Hauptmann zu den benötigten Arzneien, welche verwendete er? Die Rezepte erlauben über die Medizinen ferner verschiedene Einblicke in die Umwelt des «Pferdearztes»:

in seine Stube, seine Werkstatt, seinen Stall. Viele Kräuter, die der Pferdearzt verwendet, werden zugleich in der Humanmedizin genutzt: Sagt das etwas über das Verhältnis des Marstallers zum Pferd aus? Entwerfen die Pferderezepte ein Menschenbild? Wie stehen Ross und Reiter zueinander? Bedeutet das Pferd Hauptmann Tschudi mehr als nur Mittel zum Zweck? Es kann hier nicht in erster Linie um den Therapieerfolg gehen (der einem ja in den Rezepten ohnehin immer wieder versichert wird), nicht um die pharmazeutische Wirkung der Medikamente im Licht moderner Veterinärmedizin (die durchaus vorhanden war).

Die Sammlung diene einfach als Vademecum, als Nachschlagewerk zur Herstellung der Medizinien. Die Krankheiten selbst werden kaum beschrieben. Nicht für die gelehrte Welt war die Sammlung gedacht und angelegt (Viehärzte gab es noch gar nicht), sondern für Laien, für seinesgleichen, Hufschmiede zum Beispiel und Pferdehändler, möglicherweise gar für Alpbesitzer. Latein verwendet er noch sparsamer als die Vorlage: «probatum est» heisst es zweimal, und ein andermal spricht er von «Centaurum», dem Tausendguldenkraut. Meist bemüht er sich geradezu, lateinische Namen zu übersetzen, «Verben, das ist Eisenkraut». Dass die Rezepte in Zürich abgeschrieben wurden, macht aus dem Marstaller einen Mann, der über einen entsprechend guten Ruf verfügte. Möglicherweise fand unter Tschudis Freunden eine Art Austausch von Rezepten statt. Einen Kreis allfälliger Interessenten liefern die vielen übrigen Rezepte des Handschriftenbandes, in dem die Tschudisammlung steht: Genannt sind da Junker Johann Escher (1540–1628), Seckelmeister von Zürich, weiter Junker Caspar Zollikofer von St. Gallen auf Schloss Sonnenberg TG, sowie Hufschmiede in Zürich, im Toggenburg (ein Württemberger), in Kempten im «Algi» (Allgäu), neben einem Baschli Wilhelm von «Rychenburg», ganz in der Nähe Tschudis, sozusagen zwischen Glarus und Schwyz.

«Geprobirt und brucht» – Charakter der Auswahl

Der Aufbau der Tschudisammlung entspricht gemäss der Vorlage zunächst durchaus der Norm, die Krankheiten von Kopf bis Fuss durchzunehmen. Doch bald geraten die Dinge etwas durcheinander und am Schluss gewinnt der Rosshändler, der ein schönes Pferd mit weissen und schwarzen Flecken oder ein feistes haben möchte, die Oberhand. Die Rezepte folgen ihrerseits dem vorgegebenen Schema: Titel oder Überschrift (Bezeichnung der Krankheit oder des Übels), allenfalls Anzeichen der Krankheit, dann das Vorgehen. Das «Nimm!» steht fast immer am

Anfang, darauf folgen die benötigten einfachen Stoffe, ihre Menge (nicht immer), ihre Aufbereitung und Anwendung sowie oft eine Versicherung, die Behandlung sei erprobt, sie nütze und das Pferd genesen. Häufig erscheinen dann, dem Basler Rossarzneibuch verpflichtet, nach dem ersten Rezept – zumeist auch grafisch abgesetzt durch ein «oder» – weitere Rezepte zur selben Krankheit. Die Varianten richteten sich wohl in erster Linie nach den vorrätigen oder gerade zur Verfügung stehenden Stoffen (einmal heisst es, wenn Hanfsamen «mangelten», könnten Hundswurzen verwendet werden). Vielleicht schlug die eine Anweisung auch besser an als die andere. Hauptmann Meinrad Tschudi erweist sich in seiner Auswahl durch und durch als Practicus, nicht zuletzt dort, wo er die Rezeptformel in einem Punkt verkürzt. Er lässt nach der Überschrift in den allermeisten Fällen die hypothetische Einleitung («Welchem Ross eine Krankheit in den Fuss kommt...») einfach weg.

Mit der Vorlage trifft sich der Hauptmann bei den Vorkehrungen zur Behandlung nur selten: «Wirff das Ross nieder», heisst es nur einmal. Der Marstaller wusste, was er zu tun hatte. Fast alle Heilmittel stellte der Hauptmann selbst her. Säfte ergaben die frischen Kräuter im Mörser, Pulver die gedörrten. Die frischen musste man sogleich suchen oder suchen lassen, die dürrten entnahm man nach Möglichkeit dem Vorrat. Als Trägerstoffe für die Heilmittel dienten Fette, Talg (Unschlitt), Öl, Harz, Wachs. Als Flüssigkeiten fanden im Wesentlichen Wein, Essig, Regenwasser, frisches Wasser, Kalkwasser für die zahlreichen (gesottenen, erwellten, lauwarmen) Tränke Verwendung. Dazu kamen Futterzusätze, Salben, Pflaster, Umschläge und Waschungen. Zusammengesetzte Stoffe benutzte der Hauptmann selten. Nur gerade Seife, Karrensalbe, die schwarze Salbe der Schafhirten, «Schilttfarb» (Ölfarbe), Terpentin, Hanf- und Rosenöl kommen in seinen Rezepten vor.

Vergleichsmasse: Die Masse der Marstaller sind selbstverständlich meist einige Nummern grösser als die Apothekergewichte. Allein der «Löffel», das Mässlein, das Lot (14,6 g) und der Vierling (132,1 g) vielleicht auch der Becher haben in diesem Bereich «menschlichen» Zuschnitt, während Pfund (528,8 g) und Weinmass (2,12 l) dem Pferd zukommen. Die uralten Vergleichsmasse «eine Hand voll», «eine grosse Hand voll», «faustgross» – das wären beim Menschendoktor «Messerspitzen». Doch eine Geschwulst so gross «wie eine Nuss» könnte sich bei einem Menschen genauso finden.

Pflanzliche Stoffe: Die Stoffe, die der Hauptmann für seine Arzneien verwendet, sind zum weitaus grössten Teil Pflanzen. Weitere Stoffe in beträchtlicher Zahl sind tierischer, ungefähr ein Dutzend nur minerali-

scher Herkunft, abgesehen von der «Dreckapotheke», die Menschliches miteinschliesst. Woher nahm der Marstaller seine pflanzlichen Stoffe? Was wuchs im Garten Hauptmann Tschudis, was wuchs in den Kraut- und Obstgärten sowie auf den Äckern der Pferdehalter bis ins 19. Jahrhundert? Liebstöckel, Rüben, Knoblauch, Erdbeeren, Holder, Rosen, dann Bohnen, Erbsen, Korn und Dinkel, Gerste und Hafer, aber auch Hirse, Hanf und Flachs, Odermennig, Ringelblumen, Birnbaummisteln... (dazu kamen wohl noch Peterli und Kabis). Selbst der Trester wird vom Obst in Tschudis Hoschet und Baumgärten gekommen sein. Auf Hauptmann Tschudis Wiesen, in seinen Wäldern gediehen Salbei, Verbena, Efeu aller Art, Wegerich, Wegwarte, Krebskraut (Einbeere)... Die Marstaller waren sich nicht zu schade, selbst Umschau zu halten: «Such Farne, die im Schatten stehen...», heisst es da. Billiger und sicherer war das allemal, als Sammler zu beauftragen.

Der Gelbe Enzian wuchs auf den Alpen, der Wachholder, die Hauswurz... Wenn der Marstaller «Kolonialwaren» wie Ingwer, Zittwen (*Curcuma zedoaria*) – dem Ingwer verwandt – Zimt, Weihrauch, Myrrhe, Pfeffer, Lorbeeren als Medizinen benötigte, oder wenn er heimischer Stoffe zur Unzeit bedurfte oder weil sie ihm eben ausgegangen waren, dann kam er allerdings nicht ohne Apotheke aus. Zwei Rezepte nennen Pfennige als Mengenangabe: Knoblauch für 1 Pfennig – Seuenbaum (Sefibaum = Lebensbaum = *Iuniperus sabina*), albaicia (allipatica = *Aloe hepatica*?), Loröl (Lorbeeröl) für je 4 Pfennige. Das kann nur heissen, der Hauptmann habe sich diese Stoffe auf dem Markt beziehungsweise in der städtischen Apotheke oder beim nahen Chirurgus besorgt. Ganz nach dem Spruch der Vorlage aus Basel: «Gelt, ein wenig – es wirt fertig.»

Tierische Stoffe: Was vom Rind und Schaf für die Arzneien notwendig war, meist Trägerstoffe, Anken, Rindermark, Schafunslitt, und zudem Rinderhorn, das fand Hauptmann Tschudi in den eigenen Herden oder bei seinem Metzger. Das alte Ferkelschmer wird ebenfalls von eigenen Schweinen gekommen sein. Natürlich ging ein Marstaller wie Tschudi auf die Jagd und schaffte Hasen, Haselhühner, Hirschhorn und -unslitt, Wiesel zu jeder Zeit selbst herbei. Nicht zur Beruhigung ging er fischen, denn er brauchte Hechtbein, während das notwendige «Fischbein», Walfischbein oder -barten, in der Apotheke zu holen war. Er hielt Bienen, die das viele Wachs und die grossen Quantitäten Honig für die Rezepte lieferten. Kamen Hühnermist und Taubenkot aus dem eigenen Hühnerstall und Taubenschlag? Die Geissen wird der noble Marstaller seinen Pächtern oder Nachbarn überlassen haben, und da besorgte er sich dann die Geissmilch für sein Rezept. Die Schermaus (wegen des Fetts) fing ihm der Mauser des Dorfes mit Ver-

gnügen und in der begründeten Erwartung eines kleinen Trinkgelds.

Mineralische Stoffe: Bei den recht wenigen Mineralien, die Tschudi brauchte, stehen Salz, Grünspan und Schwefel im Vordergrund. Wieder ein Ritt zur Salzwage oder zum teuern Apotheker. Die Hauptmittel in Tschudis Pferdeapotheke sind Knoblauch, Honig und Salz, sowie Wein, Essig und Olivenöl. Erste Hilfe, sozusagen. Möglichst viel sollte aus der eigenen «Naturapotheke» kommen – was der Wirtschaftsidee von damals vollkommen entsprach und der glarnerischen Sparsamkeit entgegenkam. Brachten die Welschlandhändler, denen Tschudi bestimmt nahestand, die Mengen von Baumöl, von Olivenöl, heim? Die Mentalität hinter den Arzneien des Marstallers ist die des «Alles ist brauchbar». Sie gehorcht dem Nutzen des scheinbar Nutzlosen (verschiedenes Stroh, Dreckapotheke), denn nach der festen Überzeugung der Pferdehalter verbargen sich überall Kräfte.

Mengen: Bei einem Rezept galt es, nicht weniger als 5¹/₄ kg einfache Stoffe zu Pulver zu verarbeiten, nämlich Birnbaummisteln, Salbei, Tausendguldenkraut, Engelsüss, Galgant, Meisterwurz, Zittwen, Eicheln, Eichenlaub, weissen Ingwer und Wohlgemut (Dost). Ohne Vorräte ging das nicht. Die heimischen Kräuter mussten in diesem Fall ja getrocknet sein. Für frische Blätter und Kräuter, die nicht im Garten wuchsen, war der Marstaller auf kundige Sammlerinnen und Sammler, darunter sicher auch Kinder und Jugendliche, angewiesen. Neben den Männern und Frauen, die professionell Kräuter sammelten, gab es in Glarus noch die Harzer, die diesen Trägerstoff aus den Wäldern holten: Tannenharz, Bulharz (Beulenharz), Gloriet (Lärchenharz)... Andererseits konnte der Hauptmann der städtischen Apotheke (oder der des benachbarten Chirurgus) nicht entraten, was die Wohlgerüche des Orients anging. Einsammeln und Verarbeitung der Stoffe wäre ohne «ärmere Leute auf dem Land», ohne Mägde, Knechte und Kinder, überhaupt nicht denkbar gewesen.

«So wirt es sicher und gewiss» – Behandlung

Zwingende Voraussetzung zur Herstellung der Arzneien waren: grosse Küchen, grosse Herdplatten und Feuerstellen, grosse Kochtöpfe – nur schon für die Zubereitung von Meister Albrants Tannzapfenwasser zum Beispiel. Daneben waren gewiss auch kleinere – immer wieder neue – glasierte oder unglasierte irdene Häfen, Pfannen und Tiegel notwendig. Das Instrumentarium des Marstallers lässt zuerst an die Werkstatt eines Hufschmieds denken. Es umfasste neben einer Esse mit Blasbalg (im Text nur indirekt genannt) und

neben einem Schleifstein mit Schleiftrog, in dem sich der «Schliff» sammelte, Brenneisen, Pflügeisen (das glühende Pflügeisen sollte den Einzug von Salben ermöglichen), Hohleisen (ein Spezialhufeisen), Zange, Hammer und Nägel zum Beschlagen. Daneben gab es als «ärztliche» Instrumente allein die «Spritze», mit der Flüssigkeit in die Augen gespritzt werden konnte, die Fliete zum Aderlass sowie ein Messer. Die wichtigsten Gegenstände der Pferdeapotheke des Hauptmanns waren die Mörser, grosse und kleine. Neben den gewaltigen Häfen gab es da Waage, Sieb, Hanf-, Lein-, und Wolltücher für Pflaster, Umschlag und Verband, «Werch» (der Abfall beim Hecheln von Hanf und Flachs) als Verbandswatte, Pferdedecken, Sack und Säcklein, Hanfgarn ab dem Haspel (überall wurde Hanf versponnen), Lederriemen, Schnüre und Weidenruten sowie Haselstecken.

Behandlungsformen: Äussere Schäden werden aussen, innere innerlich bekämpft. Gemäss Tschudis Grobverteilung der Krankheiten (1. Bewegungsapparat, 2. Haut, 3. Augen und «Schönheit», 4. Innere Schäden, 5. Wunden) ergeben sich die folgenden Behandlungsformen, -methoden und Anwendungen. Arzneien finden Verwendung:

- Äusserlich (= 66%) als Salben, Pflaster, bei Umschlägen, Waschungen und Einreibungen, zur Räucherung und als in die Augen zu blasendes Pulver.
- Innerlich (= 23%, durchs Maul oder durch den After) werden Arzneien in Form von Tränken, ins Futter gemischtem Pulver oder Kraut, Inhalation, «Zäpflein» und Kaumitteln gebraucht. Dazu kommen noch folgende Eingriffe (= 10%):
- Chirurgie, Schneiden, «Fontanelle» (künstliche Wunde) 53×, Aderlass 23×, Brennen 33×, Reiten als Therapie 23×, Beschlagen mit Spezialeisen 13×. Neben, unter oder über den äusserlichen, innerlichen, schneidenden, brennenden, aderlassenden Prozeduren sind nicht zuletzt die magischen zu nennen. (Magisches Handeln versucht, die Umwelt mit nicht naturwissenschaftlichen Mitteln dem eigenen Willen zu unterwerfen.)

Der «Dreckapotheke» bedient sich der Hauptmann ohne grosse Hemmungen: «Nimm Hundekot, Hühnermist und Menschendreck...» – das drastischste Beispiel. Seit der Antike versuchte man, den Krankheitsdämonen durch Erregen von Ekel mit Harn und Kot beizukommen. Dabei wurde lange übersehen, was die Praktiker längst wussten, dass nämlich der «Dreck» durchaus über Qualitäten verfügte: Rossmist (in der Vorlage einmal fast liebevoll «Rosskuchen» genannt) zum Beispiel «wärmt». Die Dreckapotheke kombiniert der Hauptmann gewöhnlich mit eigentlichen Heilmitteln. Ein magisches Ritual im Fall von «Luter stallet» (Diabetes, Harnruhr) was Mittel, Zahl und Handlung angeht, steckt in den drei

Güssen Harn «auf den Arsch» alle drei Stunden. Interessant ist, dass diesem Rezept ein austauschbares gegenübersteht, das mit Erlenlaub als Heilmittel auskommt. Fast scheint es, als handle es sich bei der gleichzeitigen oder alternativen Verwendung magischer und natürlicher Heilmittel um eine Art der Rückversicherung. Magischer Art sind schliesslich die Rezepte, die nach dem Sprichwort «Gleiches mit Gleichem heilen» wirken: Wiesel (Iltis) für weisses Haar, Wegerich für das zu Schanden gerittene Pferd... Was in der Sammlung Hauptmann Tschudis völlig fehlt, ist die Geburtshilfe – wohl wegen der wenig problematischen Geburt des Fluchttieres. Die Marstaller werden sich solche Anweisungen und Handgriffe mündlich und praktisch weitervermittelt haben.

«Der zerstörllichkeit unterworfen» – Mensch und Tier

Die Rezepte verkünden mehr als einmal die Nähe von Mensch und Tier. Tschudis Rezepte sind zugleich ein grandioses Zeugnis des Zusammenspiels von Mensch-Tier-Pflanzen. Die Natur erscheint im Spiegel der Rezepte als geschlossenes, ungeteiltes Ganzes. Was lässt sich über das Verhältnis zwischen dem Marstaller und seinem Pferd sagen? Pferde sind «freudig», «gehertzt», sie «essen»; sie können «untrüw» oder «hoffertig» sein; sie werden «massleidig», wenn es ihnen nicht gut geht, wie Menschen, jedoch «lustig und frassig», wenn die Medizin angeschlagen hat, sind wieder «gesund und gfräss» (wie es im Glarnerland von kerngesunden Essern heisst); sie gehen «barfuss», wenn sie nicht beschlagen sind, und bekanntlich können Pferde sogar lachen. Nur schon die Sprache bringt eine fast unerwartete Nähe von Mensch und Tier zum Ausdruck. Der Marstaller war denn auch gehalten, das Pferd ständig zu beobachten; er hatte es zu spüren (Speckhälsigkeit...), er musste auf das Pferd hören (keuchender Atem, Pfeifen, Husten...), er hatte auf den Tritt zu achten, er musste die Warzen erkennen, durfte nicht unterlassen, ihm ins Maul zu schauen. Ein Pferd wurde immer wieder «hart», zu hart, geritten, was neben den Beinen unter anderem den Rücken unter dem Sattel in Mitleidenschaft zog. Seine Schenkel konnten «vor Arbeit und Müdigkeit» anschwellen. Keine Frage, Pferden wurde alles abverlangt, sie wurden oft bis aufs Blut strapaziert und kamen «abgeritten», «zu Grunde» geritten, geschunden und geschlagen in den Stall zurück.

Die medizinische Behandlung steht dem unnachsichtigen Umgang mit der Kreatur auf den ersten Blick nicht nach. Ist die Zunge versehrt, so schneidet der Hauptmann das wunde Stück bedenkenlos heraus, mit dem Kommentar: «Es schadet dem Pferd nichts, wenn es nur einen Teil der Zunge hat.» Die sprichwörtliche

«Rosskur»! Ähnlich schmerzhaft waren die künstlich angelegten und mit eingelegten Spänen «unterhaltenen» Wunden, die schlechte Säfte abfliessen lassen sollten. Gleichzeitig verstärkten sie über die weissen Blutkörperchen im Sinn der unspezifischen Reiztherapie tatsächlich die Abwehrkräfte. Das Brennen gehört ebenfalls hierhin. Dagegen waren der Aderlass, das Räuchern und das Inhalieren schon fast Wohltaten. Eine Grausamkeit wird man in diesen medizinischen Eingriffen nicht einfach sehen dürfen, wo es den Menschen in den Händen der «Doctoren» damals nicht viel besser erging. Wie verträgt sich schliesslich das Ausbeuten und Schinden der Kreatur mit der medizinischen Aufmerksamkeit? Eine naheliegende Erklärung ist die, dem gegenüber anderen Tieren privilegierten, vielseitigen und schon deshalb teuren Pferd eine bestmögliche werterhaltende Behandlung zu verschaffen. Medizin als Beitrag zur Optimierung des Preis-Leistung-Verhältnisses. Dass Hauptmann Tschudi seine Pferde geküsst hätte, wie es von einem Engländer überliefert ist, deutet sich nirgendwo an. Das wäre nicht nach der Art des Glarner Marstallers gewesen. Immerhin hielt er es gerne mit folgenden Ratschlägen: «übernöd't (überanstrengt) das ross nit», «sprich im früntlich zuo», «diewyl es auch der zerstörlichkeit wie der mensch underworffen».

«Wiltt du eim ros har ziehen» – Tschudis Sinn

Zeichnet sich nun Hauptmann Tschudis Rezeptsammlung – bei aller naturgemässen Ähnlichkeit solcher Literatur – durch irgend etwas Besonderes aus? Im Vergleich mit einer fast gleichzeitigen Rossarzneisammlung aus Luzern (1575) oder mit einer Sammlung aus dem südwestdeutschen Raum (1584) befeisigten sich die Vorlage aus Basel und der Glarner Auszug grosser Nüchternheit. Da gibt es keinerlei Segnungen oder Zaubersprüche und keinen einzigen Anruf der Dreifaltigkeit. Selbstverständlich fehlen im Basler Buch die Pferdeheiligen (Eligius, Georg, Martin, Mauritius, Sebastian und andere). Der katholische Hauptmann setzte in seiner Auswahl keine hinzu. Selbst das «Gebätt-Brot» der Vorlage – eine Anlehnung an Meister Albrant – übernimmt das Exzerpt nicht. Dieser Umstand hebt die Sammlung des Glarner Hauptmanns nicht nur gegen das Mittelalter und seine Nachwirkungen ab, er verrät das Selbstbewusstsein und die Eigenständigkeit des Praktikers. Ein Hauch von Renaissance, der schon im Titel der Vorlage zu spüren war: Fürsten und Schmiede, edle Theoretiker und handfeste Praktiker. Und doch griff der erfahrene Marstaller da und dort magische Methoden auf: Eigenartig nimmt sich das Rezept

gegen das «Schwellen» des Pferdes beim Abnehmen des Sattels aus. Da wird Froschlaich empfohlen, eine ursprünglich antik-arabische Medizin zur Schmerzlinderung. Allerdings wird das Mittel nun am Reiter selbst verwendet, der seine Hände damit bestreichen muss (soll die Prozedur den Reiter daran erinnern, zusammen mit dem Ross ein Organismus zu sein?). Die genauen Angaben, zu welcher Jahreszeit und an welchen Plätzen Pflanzen «zu gewinnen» sind, gehören genauso wenig in die Ecke des Aberglaubens gestellt wie der für die Behandlung oft massgebende Stand des Mondes. Hier schlagen sich lange Erfahrungen nieder. Man könnte erwarten, der Hauptmann bediene sich ganz besonders alpiner Heilpflanzen und Heilmittel. Das ist kaum der Fall: Enzian brauchte schon Meister Albrant.

Eine Besonderheit Tschudis sind wohl die Kaulquappen in einem der zwei Rezepte, die – nota bene – nicht im Basler Rossarzneibuch stehen: «Wiltt du eim ros har ziehen», so nimm die schwarzen Tierchen, auf deutsch «Rosskopff» genannt, und Honig so viel du willst, zerstoss es in einem Hafem untereinander gar wohl und salb es, wo du es haben willst.» Das Schweizerdeutsche Wörterbuch belegt «Rosskopff» für Glarus (wir Buben nannten sie dann «Rossegnel»). Eine Art Variante zum Prinzip «Gleiches mit Gleichem»? Schönes Haar – schöner Preis – zufriedener Marstaller Tschudi. – Nichts mehr von seltenen Rezepten (gegen gegessene Spinnen) oder Therapien (Schliff) oder von horrenden Preisen (Zucker); nichts mehr von der Genauigkeit der Marstaller, von ihrem Hang zur Sauberkeit, wo Krankheit damals durchaus als «Verunreinigung» galt. Nur noch dieses Wort aus der Vorlage an den Marstaller: «Am obendt, so du nichts essen wilt, so iss Schwitzer Käss...» Wozu? – Damit am nächsten Tag mit «nüchternem Speichel» ein Teiglein als Pflaster gegen ein Überbein herzustellen sei: «das frissts hinweg, suber und glatt».

Dank

Ebenso kompetent wie liebenswürdig halfen die Herren Dr. med. vet. W. Sackmann, Basel, und Prof. Dr. J. Schäffer, Hannover, dem Phil.-Ier auf dem Feld der historischen Pferdemedizin. Die Pferdearzneibücher, die der Marstaller in der Bibliothek Aegidius Tschudis vorgefunden haben könnte, kannten Herr Prof. Dr. B. Stettler, Zürich, der Leiter der Tschudi-Edition, und Herr Ch. Sieber, lic. phil., Adliswil. Für freundeidgenössische Unterstützung ist nicht zuletzt Herrn P. Inderbitzin vom Staatsarchiv Schwyz herzlich zu danken.

Literatur

Blaeschke G.: Eine anonyme Schweizer Rossarzneihandschrift (a.D. 1575) aus der Zentralbibliothek Luzern (Pp Msc 81/4), Dissertation, Universität München 1990.

Eis G.: Meister Albrants Rossarzneibuch, Konstanz 1960.

Ein bewärdt neüw Rossartznybuoch, derglichen vor nie gesehen worden. Durch ein erfarnen unnd besondern Liebhabern der Rüterey lange jar... Zuo Basel [vor 1547] by Ruodolff Deck.

Lexika: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens; Lexikon des Mittelalters; Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache.

Meinrad Tschudis Pferderezepte 1584: Zentralbibliothek Zürich, Handschriften: ZB Ms Z VII 283, f.7r–16r (im selben Band befindet sich eine zusätzliche kleine Sammlung von

gleicher Hand, jedoch mit anderer Tinte, f. 3r–6r, die wahrscheinlich nicht Tschudi zuzurechnen ist).

Müller-Lhotska U. A.: Das Pferd in der Schweiz, Von der Prähistorie bis zum ausgehenden Mittelalter, Zürich 1984.

Sackmann W., Hils H.-P.: Die Basler Abschrift von Meister Albrants Pferdemedizin, in: Dtsch. tierärztl. Wschr. 1988, 95:426 ff.

Tabeling-Kemmler St.: Eine anonyme Rossarzneihandschrift aus dem südwestdeutschen Raum (1584), Transkription und Besprechung, Dissertation, Hochschule Hannover 1999.

Thomas K.: Man and the Natural World, Changing Attitudes in England 1500–1800, London 1983.

Korrespondenzadresse

Dr. Christoph H. Brunner, Landesgeschichte, Postgasse 29, CH-8750 Glarus

E-Mail: Christoph.Brunner@gl.ch

Manuskripteingang: 15. September 2003

In vorliegender Form angenommen: 20. Oktober 2003